

Imposanter Auftritt

Das Matt Schofield Trio spielte im Sudhaus

NICK JOYCE

Bei seinem ersten Schweizer Gastspiel machte Matt Schofield klar, warum er als einer der weltweit besten Blues-Gitarristen gilt. An Virtuosität mangelt es dem Briten nicht, wohl aber an bezwingendem Repertoire.

Matt Schofield kennt sich im Blues aus. Das bewies der 33-jährige Brite mit seiner stupenden Gitarrenarbeit, welche die Spielweisen von Jimi Hendrix, Buddy Guy und Albert Collins in sich vereinte. Auch das Repertoire zeugte von tiefen Sachkenntnissen. Schofield begann das zweite Set mit «Stranger Blues» von Elmore James, beileibe kein Standard.

James' selten gehörte Nummer war zugleich der Konzentrationshöhepunkt im ausverkauften Sudhaus. Zusammen mit seinem langjährigen Organisten Jonny Henderson und dem neuen Schlagzeuger Kevin Hays erinnerte Schofield an eine Zeit, als Blues auch Tanzmusik sein durfte, und interpretierte «Stranger Blues» wie ein Stück Acid Jazz. Mitreisender kann man dies gar nicht spielen.

SCHÖNHEITSFEHLER. Schade nur, dass die Virtuosität an anderer Stelle mit ihm durchging. Er missbrauchte langsame Nummern wie «Lay It Down» als Startrampen für flinke Soli – und beging dabei einen Fauxpas: Wenn die gespielten Noten zu rasch und zu lange an den Ohren der Zuhörer vorbeirasseln, um noch als einzelne Töne wahrgenommen zu werden, wirken die Tempoverschreitungen protzig statt imposant.

Wobei Schofield in diesen Kaskaden interessante melodische und harmonische Wendungen vorführte; gerne hätte man mehr Zeit gehabt, seine Akkorde und Phrasierungen zu dechiffrieren. Nur konnte dieser Ideenreichtum nicht darüber hinwegtäuschen, dass es ihm derzeit noch an bezwingendem Repertoire fehlt.

«Ausstellungsdesign ist unsere Königsdisziplin»

Andreas Wenger erklärt Sinn und Zweck der Szenografie

INTERVIEW: DANIEL MORGENTHALER

Wie gestaltet man eine Ausstellung? Dieser Frage geht ein Festival in der Kaserne nach, das vom Institut Innenarchitektur und Szenografie der Fachhochschule Nordwestschweiz initiiert wurde. Andreas Wenger, Professor am Institut, gibt Auskunft.

BaZ: Herr Wenger, in Museen braucht es doch eigentlich keine Bühnenbildner. Weshalb behandeln Sie in Ihrem Szenografie-Festival Ausstellungsdesign?

ANDREAS WENGER: Trotz der «Szene» in «Szenografie» ist das Bühnenbild nur eine von zahlreichen Disziplinen im Betätigungsfeld eines Szenografen. Das reicht vom kommerziellen Messestanddesign, bei dem man sich an eine Corporate Identity halten muss, bis zur Ausstellungsgestaltung, bei der man fast wie ein Installationskünstler arbeitet. Das Exhibition Design ist so etwas wie eine Königsdisziplin der Szenografie.

Aber ist nicht der Innenarchitekt schon für die Museumsräume zuständig?

Der Innenarchitekt schafft statische Räume, die sich nicht mehr verändern. Für den Szenografen hingegen ist die Zeit eine zentrale Komponente: Er übersetzt Inhalte in begehbare Raumbilder mit narrativen und dramaturgischen Qualitäten. Anders gesagt: Der Szenograf schreibt eine Partitur für eine Reihe von Ausstellungssälen, die die Besucherin, der Besucher dann bei seinem Rundgang ausführt.

«Der Szenograf schreibt eine Partitur für eine Reihe von Ausstellungssälen.»

Ihre Metaphern stammen aus der Musik oder der Literatur. Die Szenografie ist zu jung, um ein eigenes Vokabular zu stellen?

Die Szenografie mag noch jung sein, wird aber zunehmend wichtiger: Zum einen verändert sich die Rolle der Museen kontinuierlich. Als Museumsleiter kann man sich nicht mehr auf die ursprüngliche Rolle des Bewahrers von Schätzenswertem berufen, sondern muss durch Wechselausstellungen möglichst hohe Besucherzahlen generieren und das Bestehen des Hauses durch



Übersetzungsarbeit. Andreas Wenger erklärt Szenografie. Foto Henry Muchenberger

Öffentlichkeit legitimieren. Zum andern sind auch die Rezipienten in unserer Informationsgesellschaft ganz andere als vor 100 Jahren: Man ist sich die rasche Verfügbarkeit von Informationen derart gewohnt, dass man nicht mehr lange suchen will, bis man weiss, wovon es geht. Das hat zur Folge, dass man in komplexe Inhalte mehr Übersetzungsarbeit investieren muss.

Das ist bei Ausstellungsobjekten wie archaischen Scherben bestimmt nicht einfach. Wie bereiten Sie die Studenten auf diese Herausforderungen vor?

Im ersten Studienjahr werden die Werkzeuge eingeführt: räumliche Kompetenz, Licht, Ton, Material, etc. Darauf folgt die Analyse von Szenografien, Recherche, Konzeption. Oft auch in praxisbezogenen Projekten: In einer aktuellen Semesterarbeit ist die Aufgabenstellung, einen Wagen für die Basler Fasnacht zu entwerfen. Wichtig ist nicht zuletzt auch das Festival: Hier arbeiten alle mit. So sind etwa Studierende für die Betreuung der Speaker zuständig. Die Hoffnung ist auch, dass sich das im Berufsleben einmal auszahlt ...

Welche aktuellen Basler Ausstellungen nennen Sie den Studierenden denn als gute Beispiele, welche als schlechte?

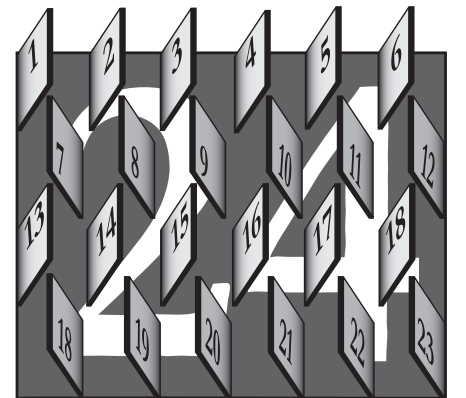
Sehr gelungen finde ich die Ausstellung zu Pilzen im Naturhistorischen Museum. Die Pilze werden auf Augenhöhe und so ins Bewusstsein gebracht. Es ist eine Schau, die sowohl das neugierige Kind als auch den Pilzkontrolleur interessiert. Erfreulich ist zudem, dass auch Kunstmuseen vermehrt auf szenografische Mittel zurückgreifen: Die Fondation Beyeler etwa aktuell mit einem Kaffeehaus in der Wiener Ausstellung. Schade ist hingegen, dass kleinen Museen mit hochinteressanten Sammlungen – ich denke da zum Beispiel ans Basler Schiffahrtsmuseum – oft das Geld fehlt, um sich gut zu inszenieren.

Wobei «Event» mittlerweile fast ein Schimpfwort ist, zu viel Spektakel vielen ein Graus. Werden solche Problemstellungen am Festival erörtert?

Das ist eine der zentralen Debatten auf unserem Gebiet: Zwischen den Inszenierern auf der einen Seite, die am liebsten aus jeder Ausstellung ein Wagnerisches Gesamtkunstwerk machen würden. Und den Auratikern auf der anderen, die auf die eigene Ausdruckskraft eines Exponats vertrauen.

> Kaserne, Basel. «Exhibit! – Szenography in Exhibition Design», 2. bis 5.12. Programmdetails: www.in3.ch

advent



2. Schreib mal wieder

«Advent, Advent, ein Lichtlein brennt»: So kühn dichtete unser Kollege, als er gestern das erste Türlein unseres Adventskalenders öffnete. Heute wird das zweite Türchen aufgetan, und, grosse Überraschung, es handelt sich wieder um ein Lichtlein. Um jetzt nicht unnötig überkomplex zu werden: Diesmal geht es mehr um Dichte als um Dichtung. Ein Docht ist ein fadenartiger Wurm, der das flüssige Kerzenwachs der Verbrennungszone zuführt. Und jetzt kommts: Immer wieder kann man beobachten, wie kluge und vor allem kleine Menschen über die brennende Kerze ein Blatt Papier halten. Das tun sie keineswegs in der Absicht, den Weihnachtswahnsinn in letzter Minute durch Abfackeln der Wohnung zu stoppen, nein, sie wollen nur still einen Brief lesen, einen Brief, der mit Zaubertinte geschrieben ist. Schreib mal wieder! Jetzt ist die richtige Zeit. Ein Brief ist das persönlichste Geschenk, das es gibt. Benutzerdefinierte Produkte sind angesagt. Gekaufte Geschenke sind eine gigantische Wertevernichtung. Eine Studie besagt: Den Beschenkten sind die Präsente nur 66 Prozent dessen wert, was der Schenkende für die Produkte beim Kauf bezahlt hat. Der amerikanische Ökonom Joel Waldfoegel errechnete gar: Wer den Geschmack des Beschenkten treffen will, kann gleich im Dunkeln auf eine Zielscheibe schießen. Natürlich können auch Briefe furchtbar daneben gehen, besonders, wenn sie stark verhaltensoriginell sein wollen. Aber sie vernichten kaum Warenwert, und sie werfen immer eine soziale Rendite ab. PS: Zaubertinte klappt mit Zitronensaft (die Schrift erscheint braun), mit Zwiebelensaft (schwarz) und mit Weinessig (rot). Schreibgerät ist ein Zahnstocher. So ein Zaubertintenbrief mag mühsam erscheinen, aber solange Wikileaks existiert, gibt es nichts Besseres. chr

> Erica Matile: «Vom Fleck weg. Rund 1000 Tipps und Tricks für unser tägliches Leben». Salis, Zürich 2010. 208 S., ca. Fr. 35.–.

Jährlich grüsst der Allen

Fortsetzung von Seite 39

den, so ist die Replik ihres entnervten Schwiegersohns – «Den treffen wir alle eines Tages» – zum einen vorhersehbar, zum anderen bloss Wiederholung der Botschaft, die der Film in hundert zähflüssigen Minuten hartnäckig propagiert: egal, wohin wir uns flüchten, wir bleiben sterblich.

Es wäre falsch, dem alternden Filmemacher seine rabenschwarze Weltsicht anzukreiden – schon vor dreissig Jahren war Allen der verlässlichste Pessimist der Unterhaltungsindustrie. Damals aber reichte ihm ein Satz: «Life is full of misery, loneliness and suffering – and it's all over much too soon.» Die Zeile aus Allens Klassiker «Annie Hall» (1977) sagt mehr als die gesammelten Dialoge in seinem neuesten Film. Und das erst noch mit einer Pointe: «Das Leben ist voller Elend, Einsamkeit und Leiden – und erst noch viel zu kurz.»

SCHWANKEND. Woody Allen alleine wegen «You Will Meet A Tall Dark Stranger» ein kreatives Burn-Out zu diagnostizieren, wäre über-eilt, war sein Output doch immer schon von grossen Qualitätsschwankungen gekennzeichnet. So liess er auf den grandiosen «Manhattan» (1979) mit «Stardust Memories» (1980) eine schwerfällige Verneigung vor Fellini folgen. Ehe ihm mit «Zelig» (1983) einer seiner eigenständigsten Filme gelang, bemühte er in «A Midsummer Night's Sex Comedy» (1982) bereits erprobte Muster. Richtet man den Blick auf die zehn Filme, die Allen im neuen Millennium veröffentlicht hat, so ist aber auffällig, wie oft sich der Filmemacher selber kopiert. Die Gaunerkomödie «Small Time Crooks» (2000) erinnert an die ähnlich gear-

teten «Crimes And Misdemeanors» (1989) und «Manhattan Murder Mystery» (1993). «Melinda And Melinda» (2004) greift – wie «Stardust Memories» zuvor – die Frage um die Dichotomie von Tragödie und Komödie auf. «Scoop» (2006) versucht unter Beibehaltung von Scarlett Johansson und dem Drehort London an den Erfolg von «Match Point» (2005) anzuknüpfen. Dazu kamen «Anything Else» (2003), bei dem sich Allen mit «American Pie»-Komödiant Jason Biggs im Cast vergriff, und «The Curse Of The Jade Scorpion» (2001), den Allen selbst als seinen schlechtesten Film betrachtet. Spätestens der Ausreisser nach oben, der mit wunderbarer zynischer Misanthropie übersäte «Whatever Works» (2009), liess Allens neuere Filme alt aussehen.

Bezeichnend, dass sein bester Film in einem ganzen Jahrzehnt auf einem Drehbuch basiert, das er Anfang der Siebzigerjahre geschrieben, dann aber nach dem Tod seiner Wunschbesetzung in der Schublade versorgt hatte. Es wäre wohl an der Zeit, dass der dreifache Oscar-Preisträger seinen Rhythmus von einem Film pro Jahr zugunsten höherer Qualität drosseln würde. In der Zitatzitgoldgrube «Annie Hall» (1977) sagt Allen: «I don't want to achieve immortality through my work. I want to achieve it through not dying» («Ich will nicht durch mein Schaffen Unsterblichkeit erlangen. Sondern, indem ich nicht sterbe»). Das ist gut so, denn auch wenn er seinem eigenen Tod nicht beiwohnen will: Woody Allen erlebt zurzeit seinen künstlerischen Tod auf Raten.

*** Atelier, Basel; das Filmpodium in Zürich widmet Woody Allen im Dezember eine Retrospektive. www.filmpodium.ch

Die zehn besten Filme von Woody Allen

EMPFEHLUNGEN. Woody Allen ist ein nimmermüder Workaholic. Welche Filme sollte man unbedingt gesehen haben, ehe man den «tall dark stranger» trifft? Eine Auswahl.

«Take the Money and Run» (1969): Allens Regiedebüt ist eine schnell abgefeuerte Slapstick- und Wortwitzsalve über einen unfähigen Bankräuber.

«Everything You Always Wanted to Know About Sex, But Were Afraid to Ask» (1972): Sieben kurze Aufklärungsparodien, oder in den Worten von Allen: «Alle lustigen Ideen, die ich je zum Thema Sex hatte, inklusive mehreren, die zu meiner Scheidung führten.»

«Sleeper» (1973): Eine Verneigung vor Buster Keaton. Situieret in einem aus heutiger Sicht wunderbar retro anmutenden Sci-Fi-Szenario.

«Annie Hall» (1977): Mit vier Oscars ausgezeichnet gilt «Der Stadtneurotiker» (so der deutsche Titel) als Wendepunkt in Allens Karriere, mit dem er sich seinen Platz im gehobenen Autorenkino sichern konnte.

«Manhattan» (1979): Eine in verträumten Schwarz-Weiss-Bildern gefilmte Hommage an eine Stadt, ihre Bewohner und deren Macken.

«Zelig» (1983): Allens wohl eigenwilligstes Werk. Eine raffiniert collagierte Mockumentary über ein menschliches Chamäleon.

«Deconstructing Harry» (1997): Allen spielt einen skrupellosen Autor im kreativen Tief. Ein mit berühmten Darstellern gespicktes Spiel zwischen Kino-realität und Fiktion.

«Celebrity» (1998): Entlarvende, brillant besetzte Abrechnung mit dem urmenschlichen Trieb nach Ruhm und Ehre.

«Match Point» (2005): Allens erster in London gedrehter Film wirkt kühl und abgehoben. Ein Setting, das Scarlett Johansson umso heissblütiger wirken lässt.

«Whatever Works» (2009): Altes Drehbuch – alte Form. Larry David schlüpft stellvertretend für Allen in die Rolle des sarkastischen Misanthropen. mat

nachrichten

kabarett

19. Humorfestival in Arosa gestartet

AROSA. Mit Emil Steinberger eröffnete gestern das 19. Arosa Humorfestival. Dass ausgerechnet eine Schweizer Kabarettlegende das diesjährige Humorfestival eröffnet, ist kein Zufall, wie ein Blick auf das Programm verrät. Der künstlerische Leiter Frank Baumann setzt heuer vermehrt auf einheimische Unterhaltung. So stammen zehn der insgesamt 25 auftretenden Künstler aus der Schweiz. Zum Beispiel das Duo Schlatter & Frey, das Cabaret Divertimento, Michel Gammenthaler oder Leo Wundergut. SDA

film

40 Bewerbungen für das Amt als Filmchef

BERN. Beträchtliches Interesse am Amt des Leiters der Sektion Film beim Bundesamt für Kultur (BAK): Rund 40 Personen wollen die Nachfolge von Nicolas Bideau antreten. Die Bewerbungsfrist endete am Dienstag. Spätestens zum Filmfestival Locarno im August 2011 wird Bideaus Nachfolgerin oder Nachfolger das Amt angetreten haben. Derzeit führt der bisherige Vizechef der Sektion Film, Laurent Steiert, ad interim die Abteilung. Bideau, der sein Amt im BAK seit 2005 innehatte, wechselt an die Spitze von Präsenz Schweiz. SDA